

Von der Kunst, den Ball flach zu halten

Ulrich Meisters Werk dreht sich vordringlich um ein Ziel: dem Banalen eine Linie abzugewinnen, dem buchstäblich Naheliegenden den Zauber einer reinen Form zu verleihen. Diesem Vorhaben, das er in den letzten Jahrzehnten mit kaum nachlassender Intensität verfolgte, liegen einige Überzeugungen zugrunde, die nicht ganz so trivial sind wie die Gegenstände seiner Betrachtung: Poesie sei eine Zuschreibung unseres Geistes auf die Welt, die wir wahrnehmen, aber sie ist so existent wie die Schwerkraft, nur schwerer zu fassen. Dieses Befassen, Begreifen der Dinge mit den Mitteln der Sprache geht mit der bildlichen Darstellung eben dieser Objekte einher, fast scheint es, als würden Wort und Bild äquivalente Erkenntnisse ermöglichen. Ferner stellt die Konzentration auf die unmittelbar vor ihm liegende Realität eine Verengung dar, indem sie auf „Alles Andere“ verzichtet. Meister bleibt beim gleichen Gegenstand, mit einer fast performativen Hartnäckigkeit. In dieser Wiederholung liegt eine Sicherheit, den Gegenstand der Betrachtung zu kennen, aber auch ein unerschütterlicher Optimismus, nach dem diesem doch noch eine Neuigkeit abzuringen möglich sei, sein müsse. Schon alleine deshalb lässt sich dieses Unterfangen nicht mit Resignation gleichsetzen, es ist keine existentialistische Demut im Beckett'schen Sinne – im Gegenteil, Meisters Werk basiert auf einer täglichen Vergewisserung dessen, was noch da ist. Nachdem sich der Gegenstand ja nicht verändert, bedeutet dies, dass die Sichtweise und der Sehende in ihrer schwankenden Subjektivität gefangen sein mögen, diese scheinbare Beschränkung aber für ihn durchaus ein philosophisches Fundament darstellt und ihr unter Umständen Hoffnung innewohnt. Diese Freiheit – die kleine Freiheit – begründet sich in einer allgemeinen Übereinstimmung dessen, was vor seinem und unseren Augen liegt. Meister beruft sich ausdrücklich auf Wittgenstein's Hinwendung zum Sprachgebrauch als unumgänglicher Instanz, solange sie von Anderen geteilt wird: vor der auszuräumenden Spülmaschine, in Prospekten, in der Kunstgeschichte. Einleuchtender Weise legt Meister dabei Wert auf eine weitgehend voraussetzungslose Lesbarkeit seiner Motive und seiner Schrift, die übrigens keineswegs seine Schreibschrift ist, sondern trainiert, um den Fluss der Worte zu verlangsamen. Ein Übender bleibt er auch mit dem Zeichenstift, dem Edding, einer kunstlosen Form des Tuschepinsels. Diese Grundlagen ermöglichen ihm einen zwar problematischen, aber auch reichen Zugriff auf seine Umgebung. Er kann einen Holzbottich gleichsetzen mit einem Badezimmervorleger, eine Wärmflasche mit Pflaumenkuchen vergleichen, ohne sich in deren Hermeneutik zu verstricken, es sind Formen für ihn, die darauf warten, in seinen Kosmos eingepflegt zu werden. Und das war immer schon das Faszinierendste für

mich als Freund und Kollegen: seine Entdeckungen im Allgemeinen, die Schönheit des Objekts, das in der Welt der Konsumenten praktischen Wert hat, nicht aber im Reich der Metaphysik. Und das sich kraft Meister's Darstellung dennoch aus der Profanität des täglichen Abwaschs erheben kann. Solchen Abstand herzustellen, dem Betrachter einen Schritt zurück zu ermöglichen, zu erkennen statt zu sehen: das ist Aufgabe moderner Kunst.

Thomas Demand

erstveröffentlicht in: Ulrich Meister – Ich, als Maler, Galerie Peter Tedden, Düsseldorf, Januar 2023